

Wunder und Wirklichkeit bei Homer.

Ein geistreicher Mann hat das treffende Wort gesagt: „Es gibt leider immer Leute, denen die Wirklichkeit nicht wunderbar genug ist.“ Und was tun daher diese Leute? Sie geben die geschauten Bilder oder gehörten Vorgänge bis zum Unglaublichen durch Zusätze entstellt, ins Fabelhafte übertrieben wieder und verschulden entweder, daß ihre ganze Erzählung als jeder tatsächlichen Grundlage entbehrend lediglich für ein Spiel der Phantasie und ein Märchen für Kinder gehalten wird, oder sie erreichen, daß gerade das Unmögliche von allen Leichtgläubigen erst als das Wahre angestaunt und so anderen mitgeteilt wird. Wie solche Wundergeschichten von Jahrhundert zu Jahrhundert bis in die hellste Gegenwart weiter überliefert werden, dafür lassen sich in den homerischen Gesängen Beispiele in nicht geringer Zahl finden. Von diesen wähle ich hier einige aus, bei denen es auch den Primanern im Unterricht nicht schwer geworden ist, den Darsteller wirklichen Lebens von dem Darsteller traumhafter Gebilde zu trennen und eine Scheidung des Möglichen und Unmöglichen, des Denkbaren und Undenkbaren zu treffen.

Nestor.

Nestors ungewöhnlich hohes Alter ist durch die Jahrtausende hin sprichwörtlich gewesen und ist es jetzt noch. Wie wir heute etwa den siebenundachtzig Jahre alten Dr. Götz, der noch allverehrter Vorsitzender der deutschen Turnerschaft ist, den Nestor der deutschen Turner nennen, so sprach schon zu des Kaisers Augustus Zeiten der römische Dichter Ovid von Nestorjahren oder Pylischen Jahren, da Pylos Nestors Stadt war, und er stellte Nestors Lebensjahre sogar mit denen der uralten Sibylle in der Höhle von Cumae in Parallele: *ex Ponto II, 8, 41 sic pater in Pylis, Cumaeos mater in annos vivat; Fast. III, 533 invenias illic, qui Nestoris elibat annos, quae sit per calices facta Sibylla suos.* Schon früher hatte der Dichter Laevius in einer seiner berühmten Wortzusammensetzungen Nestor als *trisaeculenex* bezeichnet, und danach erscheint der Alte bei Horaz *Od. II, 9, 13* als *ter aevo functus*. Also drei Menschenalter – das bedeutet an diesen Stellen *saeculum* und *aevum* – hat Nestor hinter sich; und wem fallen da nicht aus Schillers Siegesfest die Verse ein: „Nestor jetzt, der alte Zecher, der drei Menschenalter sah.“ Wenn wir nun nach bestbewährter genealogischer Gepflogenheit ein Menschenalter mit 30 Jahren ansetzen, so hätten wir uns also Nestor über 90 Jahre alt zu denken. So hat denn auch Maximilian Harden in seinen „Köpfen“ mit ihm den dreiundneunzigjährigen Papst Leo XIII. verglichen: „Völlig vollendet, wie einst der graue, reisige Nestor, starb Leo der Leise still dahin.“ Aber während hier von des altehrwürdigen Papstes entlebtem und erkaltendem Leibe gesprochen wird, der vom Bette zum Fenster getragen werden mußte, als der *pontifex maximus* noch einmal die ewige Stadt und das Albanergebirge

mit erlöschender Sehkraft umfassen wollte, sollten wir als Knaben uns von Nestor die Vorstellung gefallen lassen, er habe 90 Jahre alt noch die körperliche Frische und Kraft besessen, um im Trojanischen Kriege mitzukämpfen wie Achilles, Ajas und Diomedes. Im Banne dieser seltsamen Vorstellung hat auch z. B. der Erklärer der bei Perthes in Gotha erschienenen Schulausgabe der Ilias zu I, 252 die Anmerkung gemacht: Nestor kämpfte neben Fürsten, deren Väter er als Kinder und deren Großväter er als ältere Männer gekannt, nun schon seit zehn Jahren. Es steht indessen in Wahrheit im griechischen Texte das Wort *ἀνασσειν*, er waltete seines Herrscheramtes, und das ist doch etwas ganz anderes.

Woher aber stammt jene Wundermär? Und wo ist das eigentlich bei Homer zu lesen? Es heißt doch Ilias I, 250: *τῷ δ' ἤδη δύο μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων ἐφθίαθ'*, *οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν ἧδ' ἐγένοντο ἐν Πύλῳ Ἰφιδάμην*. Danach sind dem Herrscher von Pylos erst zwei Menschenalter dahingeschwunden, und er war also am Ende des Krieges über 60 Jahre alt. Daß er da noch körperlich und geistig frisch genug war, sein Fürstenamt zu versehen, kann uns nicht im mindesten überraschen, selbst nicht, wenn wir ihn uns über 70 Jahre alt denken. Und da wir im Jahre 1870 erlebt haben, daß der dreiundsiebzigjährige König Wilhelm von Preußen und an seiner Seite der siebzigjährige Moltke die oberste Heeresleitung in Händen hatten, so leuchtet uns auch ohne weiteres ein, daß Nestor in etwa gleichem Alter im Rate der Heerführer so oft die ausschlaggebende Stimme hat, denn er kann sich einer langen Kriegserfahrung rühmen, *πάλαι πόλεμον εὖ εἰδώς*.

Wie aber stellt er sich zur Kampfstat? Er bedauert IV, 323 sich auf Reden und Raten, auf *μῦθοι* und *βουλή*, beschränken und das Speerwerfen jüngeren Kriegern überlassen zu müssen, die sich noch auf ihre Körperkräfte verlassen können: *αἰχμὰς δ' αἰχμάσσουσι νεώτεροι, οἳ περ ἔμετο ὀπλοῦντο γενεαὶ πεποιθασίν τε βίηφι*. Leider sind seine Glieder nicht mehr so biegsam und stark wie vordem: *οὐ γὰρ ἐμὴ ἴς ἐσθ' οἷη πάρος ἔσκεν ἐνὶ γυμνασίοισι μέλεσσι*, XI, 668. Ja, wenn seinem Mute noch die Kniee folgen wollten, *εἶθε γούνατ' ἔποιτο*, wenn sein Arm noch von solcher Ausdauer wäre wie einst, da er als der jüngste der Vorkämpfer am Keladon im Kampf gegen die Arkader den Ereuthalion niederstreckte, ja, dann sollte Hektor bald in der Schlacht seinen Mann finden, VII, 132 - 158. So aber muß Nestor auf das Kämpfen schmerzlichen Verzicht leisten. Allerdings kann er sich nicht versagen, im Streitwagen den jüngeren Führern, soweit diese selber ihren Wagen noch nicht zum Fußkampf verlassen haben, zur Seite zu bleiben, wie er IV, 322 sagt: *ἀλλὰ καὶ ὧς ἱππεύειν μετέσσομαι*, und er übernimmt es, hinter der Schlachtlinie dafür zu sorgen, daß keiner zurückbleibe, um sich auf die Beute zu stürzen, VI, 68 *μή τις γόν ἐνάρων ἐπιβαλλόμενος μετόπισθε μινέντω, ἀλλ' ἄνδρας κτείνωμεν*. *Ἐπειτα δὲ καὶ τὰ ἐπηλοὶ νεκροὺς ἀμ' πεδίον σολήσαντι*. Oder er fährt solche Verwundeten, an deren Rettung dem Heere viel gelegen ist, wie den Arzt Machaon, in das Lager zurück. Aber auch eine derartige Tätigkeit ist schon reichlich gewagt, zumal da mit Rücksicht auf die verminderte Elastizität und Ausdauer seiner Sehnen und Muskeln zu seinem Gespann langsamere und weniger feurige Pferde ausgewählt sind; sagt er doch selbst zu Achilles XXIII, 627: *οὐδέ τι χεῖρες ὤμων ἐμποτίρωθεν ἐπαύσσονται ἐλαφραὶ*, daß seine Arme nicht mehr so voll Kraft und Beweglichkeit sind, wie sie sein müssen, um die Rosse sicher im Zügel zu halten, *ἔμπεδον ἥμισοχέειν*. So hätte er durch Hektors Hände sein Leben verloren, wenn ihn nicht Diomedes auf seinen Streitwagen genommen hätte, aber nicht ohne den Alten daran zu erinnern, daß er sich in seinen Jahren nicht mehr in die Nähe jüngerer Feinde wagen dürfe, VIII, 102 *ὦ γέρον, ἢ μάλα δή σε νέοι τείρονσι μαχηταί, σὴ δὲ βίη λέλυται, χαλεπὸν δέ σε γῆρας ὀπάζει*. Ohne Gefahr für sich jedoch und wirksam kann Nestor mit den Waffen des Gebetes die bedrängten Griechen unterstützen. Wenn der Alte, der ein gottwohlgefälliges Leben geführt hat, die Hände betend zum Himmel erhebt, um von den Göttern Hilfe herabzuflehen, dann

blicken die jungen Kämpfer voll Zuversicht auf ihn, der so oft als Hort der Achäer, οδρος Λαίων, sich bewährt hat.

Soweit steht alles in bestem Einklang. Nestor macht keine Ausnahme von dem für die Menschen ewigen Gesetz, wie er selbst es IV, 320 ausspricht: Die Götter geben keineswegs alles zugleich den Menschen, ἀλλ' οὐ πως πάντα θεοὶ δόσαν ἀνθρώποισι, sondern der Jugend haben sie die Kraft zur Tat, dem Alter die Erfahrung zum Rat gegeben. Infolgedessen überläßt auch Nestor seinem Sohne Antilochus die Beteiligung an den zu Ehren des toten Patroclus veranstalteten Kampfspielen, hilft aber mit seinem erprobten Rate den Sieg erringen.

Den Boden der Wirklichkeit aber hat vollständig unter den Füßen der Dichter verloren, der im zehnten Liede den Nestor v. 548 sich rühmen läßt: immer bin ich im Handgemenge mit den Troern, ein greiser Kämpfer, αἰεὶ μὲν Τρώεσσ' ἐπιμάχομαι . . . γέρον περ ἔὼν πολεμιστής. Für diese eitle und hohle Prahlerei, die den Stempel der Unwahrhaftigkeit an der Stirn trägt, wird auch nicht die kleinste Begebenheit irgend eines Kampfes zum Beweise beigebracht. Denn wenn es an einer anderen Stelle mit ebenso nichtssagender allgemeiner Redensart von Nestor heißt: er gestattete dem elenden Alter keinen Einfluß auf sich, ἐπεὶ οὐ μὲν ἐπέτρεπε γῆραι λυγρῶ, so wird auch hier gerade das Gegenteil von dem behauptet, was wir in den anderen Liedern über diese Frage erfahren und was z. B. XXIII, 644 Nestor genau mit den Worten sagt: ἐμὲ δὲ χολή γῆραι λυγρῶ πείθεσθαι. Es wird dem Nestor von dem Sänger des zehnten Liedes eben das Unmögliche zugemutet. Und wenn es dort v. 77 heißt: πᾶρ' δὲ ζῶστίη κείτο παναίολος, ᾧ ο' ὁ γεραίος ζῶντινός, δέ' ἐς πόλεμον φθισήνορα θωρήσσοιτο λαὸν ἄγων, und dann außer dem Gürtel, mit dem Nestor seinen Chiton aufschürzte, nur noch Helm, Schild und zwei Speere erwähnt werden, so muß man sagen, daß Nestor mit einer so unvollständigen Bewaffnung — es fehlen Panzer und Beinschienen — sich gerade nicht ins Handgemenge begeben konnte. Also auch hier Unklarheit.

Nicht minder wunderlich ist noch eine andere Angabe im zehnten Liede von v. 73 an. Als Agamemnon vor Sorgen nicht schlafen kann und sich in der Nacht aufmacht, um sich bei Nestor Rat zu holen, da findet er ihn neben seiner Feldbaracke in einem weichen Lager, und neben dem Bette liegen der Schild, der Helm und zwei Speere. Weshalb schläft denn aber der alte Fürst nicht in seiner Hütte unter Dach und Fach, wie Agamemnon, Odysseus, Achilleus und die anderen jüngeren Führer? Allerdings wird auch von Diomedes v. 150 berichtet, daß er außerhalb seines Zeltes schläft, aber nicht etwa dicht daneben, sondern weitab davon im Biwak mitten unter seinen Kriegern, die ihre Schilde als Kopfunterlage benutzen und ihre Lanzen zum Greifen nahe neben sich in den Boden gestoßen haben. Dies verstehen wir sofort. Sie liegen auf Vorposten so, daß sie bei plötzlichem Alarm kampfbereit auf die Beine springen können. Darum hat Diomedes sich auch nicht entkleidet, hat Chiton und Sandalen an, während von Nestor ausdrücklich gesagt wird, daß er, um Agamemnon zu begleiten, sich erst den Chiton anziehen und die Sandalen unterbinden mußte. Also Kampfbereitschaft kann für Nestor nicht der Grund sein. Weshalb schläft er denn trotzdem im Bett unter freiem Himmel? Der Dichter schweigt sich darüber aus. Gilt nicht auch schon im zweiten Jahrtausend vor Christus besonders für einen alten Herrn der Soldatenspruch: Das schlechteste Quartier ist immer noch besser als das beste Biwak? Als Nestor sich dann mit Agamemnon auf den Weg macht, da läßt der Dichter zu unserer Überraschung ihn Helm und Schild neben dem Bette draußen vergessen und sich dafür in einen besonders warmen Doppelmantel hüllen. Während demnach Diomedes uns hier ein nach dem wirklichen Kriegsleben gezeichnetes und vollkommen klares Bild bietet, ist das, was von Nestor im 10. Liede erzählt wird, verschwommenen und unvereinbaren Vorstellungen entsprungen.

Nach etwa 10 Jahren begegnet uns Nestor im dritten Liede der Odyssee wieder, und hier ist v. 245 zu lesen: *εἰς γὰρ δὴ μὲν φασὶν ἀνάξασθαι γένη' ἀνδρῶν, ὡς τε μοι ἀθάνατος ἐνδάλλεται εἰσορᾶσθαι*. Das soll doch heißen, daß Nestor drei Generationen hindurch, also 90 Jahre, geherrscht habe, und wenn wir damit zusammenhalten, daß sein Vater Neleus nach Ilias XI, 655 noch lebte, als der jugendliche, ungefähr 18 Jahre alte Nestor am Rachezuge gegen Itymoneus in Elis teilnahm, dann sollen wir uns Nestor jetzt mindestens 108 Jahre alt denken, so daß die Bezeichnung „unsterblich“ nicht allzu übertrieben erschiene. Wenn wir aber sogar mit Herodot drei Menschenalter gleich 100 Jahren ansetzen, so wäre Nestor ungefähr 118 Jahre alt. Hat der Verfasser der Odysseestelle es anders gemeint, dann hätte er sich auch anders ausdrücken sollen. Doch diese törichten Verse samt dem vorhergehenden sind auch aus anderen Gründen als ein ganz unpassendes Einschiebsel verworfen worden, und trotzdem sind gerade sie — das ist eben das auffällige — für die Folgezeit maßgebend gewesen, freilich meist mit der Veränderung, daß man ihn nicht drei Menschenalter herrschen, sondern erleben ließ, dafür aber ihn bereits am Ende des Trojanischen Krieges sich 90 Jahre alt vorstellte. — Wenn dagegen wir nach unserer ungefähren Ansetzung auf Grund der Ilias ihn uns damals, als Telemach zu ihm kommt, an die 80 Jahre alt vorstellen, dann paßt dazu alles vortrefflich, was das Lied *Τὰ ἐν Πύλλῳ* uns vorführt. Wir können dem Nestor an die Seite stellen den alten Kephalos, den uns Platons Meisterhand in den ersten Kapiteln der Politeia im Reden und Handeln so lebenswahr gezeichnet hat. Nestor gehört in die Reihe der Alten, denen in früheren und neueren Zeiten zwar nicht über die menschlichen Grenzen hinaus, aber doch vor anderen geistige Frische und körperliche Rüstigkeit beschieden ist.

Und das, so höre ich einwerfen, obgleich er ein „alter Zecher“ war? Woher stammt denn diese Meinung? Das 14. Lied der Ilias beginnt: *Νέστορα δ' οὐκ ἔλαθεν ἰαγὴ πίνοντά περ ἔμπης*. Nur denen, die irrtümlich *ἔμπης* zu *πίνοντα* beziehen und es in der Bedeutung „sehr, in hohem Grade“ fassen, sagt der Dichter, daß Nestor dem scharfen Trunk ergeben war. Tatsächlich aber bedeutet hier *ἔμπης* „dennoch, gleichwohl“ und gehört zu *οὐκ ἔλαθεν*¹⁾; es ist daher zu übersetzen: Dem Nestor, der sich an einem Trunk erquidete, entging gleichwohl nicht das Kampfgeschrei. Es wird, um Nestors Trinkfestigkeit zu beweisen, auch noch der Vers XI, 642 angeführt: *ἐπεὶ οὖν πίνοντι ἀφίτην πολυκαγμέα δίψαν*, als sie durch Trinken den stark brennenden Durst gelöscht hatten. Wer aber wird es dem Nestor, der den verwundeten Machaon in Staub und Hitze unter großer Aufregung geborgen hat, verübeln, daß ihm die Kehle trocken geworden ist? Und mit welchem harmlosem Getränk löschen sie den brennenden Durst, mit einer Weinkaltschale, zu der außer dem reichlich beigemischten Wasser noch Graupen und geschabter Ziegenkäse gehört. Im übrigen gilt auch hier das Wort: Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Noch heute haben die Griechen das Sprichwort: Milch nährt das Kind, Wein das Alter. Und so hat auch Nestor redit getan zu trinken, *ὅσον ἤθελε θυμός*.

Wenn wir jetzt von dem ehrwürdigen Manne scheiden, so behalten wir in der Erinnerung lieber das Bild, das nach dem wirklichen Leben gezeichnet ihn uns menschlich nahe bringt, als die durch Übertreibung hervorgebrachten Entstellungen.

¹⁾ So auch Ilias I, 562: *πρῆξι δ' ἔμπης οὐ τι δυνήσεται* = trotzdem wirst du nichts ausrichten können; Od. XI, 350: *ξείνος δὲ τλήτω μάλα περ νόστοιο χατίζων* — *ἔμπης οὖν ἐπιμείναι ἐς αἶθρον*.

Hectors Flucht vor Achilles.

Unausrottbar hat auch der unglaublich törichte dreimalige Mauerumlauf die der lebendigen Wirklichkeit im XXII. Liede der Ilias so klar nachgebildete Flucht Hectors vor dem rache-schnaubenden Achilleus überwuchert. Man fragt sich immer von neuem vergeblich, wie das eigentlich hat geschehen können. Schon der so anschauliche Vergleich des fliehenden Mannes mit der Taube, die unter einem auf sie niederstoßen wollenden Habicht angstvoll im Kreise umherflattert, hätte jedem, der das einmal in der Natur beobachtet hat, den Vorgang klar machen können. Hat es doch jeder Knabe im Gefühl, daß er von dem schnelleren Verfolger eingeholt wird, wenn er in derselben Richtung weiterläuft, und daß er sich nur dadurch vielleicht noch retten oder wenigstens das Gefaßtwerden hinausschieben kann, wenn er vor dem sich nähernden Gegner überraschend von der bisherigen Richtung bald nach dieser, bald nach jener Richtung abbiegt. Und Hector, der dem Achilles an Schnelligkeit der Füße nicht gewachsen ist, macht es kluger Weise nicht anders. Er biegt vor Achilleus, der ihn in die Ebene hinaus auf das griechische Kriegsvolk zu jagt, plötzlich um und nach der Mauer zurück, um unter ihren Schutz zu kommen und von den auf der Mauer stehenden Trojanern Rettung zu erhalten. Achilleus dagegen setzt ihm in der neuen Richtung nach und, sowie er ihn überholt und sich zwischen ihn und die Stadt geschoben hat, drängt er ihn aus der Nähe der Mauer wieder in das freie Feld zurück. Das wiederholt sich mehrere Male, bis Hector das Vergebliche seiner Flucht erkennt, zum Standgefecht stehen bleibt und fallend sein Schicksal erfüllt. — Weitere Ausführungen erübrigen sich, da O. Henke in seinem Kommentar das Einzelne trefflich erklärt hat.

Mit dieser lebenswahren Darstellung hat sich der Dichter der Verse 162–206 und einiger davon abhängiger Verse in völligen Widerspruch gesetzt. Er stellt sich den Vorgang so dar, daß Hector dreimal rings um die ganze Stadtmauer läuft und von Achilles verfolgt wird, *ὡς τις Πριάμοιο πόλιν περιδιδήτην*. Wäre aber Achilles so besinnungslos gewesen, dem Fliehenden auf diesem Laufe zu folgen, so hätte jeden Augenblick für ihn die Gefahr bestanden, von den auf der Mauer stehenden Trojanern mit Geschossen überschüttet und getötet zu werden, und Hector hätte doch, in derselben Richtung laufend, von dem schnelleren Verfolger eingeholt werden müssen, ehe er so oft den Kreislauf um die Stadt vollendete. Vor allem aber gehört ein solcher ununterbrochener Lauf in das Gebiet der physischen Unmöglichkeit; ich erinnere hierbei an die Kritik, die H. Delbrück in seiner Geschichte der Kriegskunst an dem Lauf von acht Stadien, den die Athener nach der Überlieferung in der Schlacht von Marathon geleistet haben sollen, mit so glänzendem Erfolge geübt hat.

Wir sehen deutlich, welche Unnatürlichkeiten sich ergeben können, wenn ein dem Leben und seinen einfachsten Forderungen entfremdeter Versefmacher sich im Dichten versucht.

Die Kunstwerke des Gottes der Schmiede.

Treten wir jetzt mit dem Dichter der Hoplopoia in die Werkstatt des Hephaistos ein, des hochberühmten Künstlers, der fern von dem Streite der Parteien und entrückt dem Lärm der irdischen Kämpfe in himmlischer Sphäre herrliche Werke ersinnt und gestaltet. Unser Besuch wird reich belohnt durch ein Emporgehobenwerden ins Reich des Schönen. Seitdem die mykenische Dolchklinge mit der Löwenjagd, seit die Stierbecher von Vaphio gefunden sind und die kretischen Freskomalereien wieder ans Licht gebracht, seit sich so unseren staunenden

Augen der ganze reiche Inhalt und die in ihrer Naturfrische so packende Formenschönheit der kretisch-mykenischen Kunst immer mehr enthüllt hat, können wir die Frage, ob der Dichter solche oder ähnliche Kunstwerke, wie die Bilder auf dem Schilde des Achilles sind, im Leben geschaut hat, unbedenklich bejahen. Daß ein Künstler jener Zeiten die schwere Aufgabe lösen konnte, ein so figurenreiches Reliefbild wie das der belagerten Stadt in der zweiten Schildschicht aus Zinn zu schaffen, wie sollten wir das nicht für möglich halten, da unter den mykenischen Funden das Bruchstück eines silbernen Gefäßes uns eine lebhaft bewegte figürliche Darstellung der Verteidigung einer belagerten Stadt zeigt. Und wie sollten wir es nicht für Wiedergabe der Wirklichkeit halten, wenn der Dichter uns erzählt, daß Hephaistos mit der Anfertigung von Rollen für die drei Füße der Kandelaber beschäftigt sei, damit die Kandelaber sich automatisch in den Saal der Götter und zurück bewegen konnten. Auf meine Frage an die Schüler, ob sie das für ausführbar hielten, äußerten sofort mehrere, daß sie schon als Kinder durch einen äußerst einfachen Mechanismus ihre Kreisel so in Bewegung gesetzt hätten, daß sie von einem Zimmer in das andere sich fort drehten, vorausgesetzt nur, daß nicht eine Schwelle die anstoßenden Räume trennte. Ein anderer wußte anzuführen, daß ja auch in Olympia zum Zeichen für den Beginn des Wagenrennens von einem Altar ein eherner Adler dadurch aufstieg, daß ein Delphin sich zur Erde senkte. In seinem Vortrag „Wissenschaft und Technik bei den Hellenen“ in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 1914 Heft 1 hat H. Diehls erwähnt, daß Ardytas von Tarent, der die Mechanik wissenschaftlich ausbaute, auch seine Theorie praktisch verwertete. Er konstruierte als Kinderfreund eine Taube, die durch einen verborgenen pneumatischen Mechanismus die Flügel regen und emporflattern konnte. Das gab einmal eine Überraschung für die Gäste, als ein griechischer Gastgeber zusammen mit lebenden Tauben eine metallene aufsteigen und auf ein Gesims auffliegen ließ, und das machte alles einen so natürlichen Eindruck, daß sich die Sache erst aufklärte, als die eine Taube sich durch nichts verscheuchen ließ. Solche kleinen Scherze sind zu alten Zeiten von hellenischen Mechanikern fabriziert worden. In Wilamowitzens Griechischem Lesebuch finden wir die Beschreibung und Abbildung eines Weihwasserautomaten und der durch Dampf bewegten Kugel. Die Mechanik hat denn doch im zweiten Jahrtausend vor Christus und in noch früheren Zeiten ganz andere Aufgaben zu lösen gewußt, z. B. um die gewaltigen Lasten solcher Steine, wie einer als Türsturz an dem einen mykenischen Felsengrabe dient, an ihre Stelle zu schaffen. Und welche Leistungen der Mechanik weist Aegypten auf, wenn das Gewicht einer Königsstatue aus einem Steine auf 20000 Zentner, berechnet wird, zu deren Bewegung die Armkraft von 10000 Arbeitern erforderlich sein würde. Von der gewaltigen Bewegungskraft, die Ingenieure alter Zeiten bei Wurfmaschinen und Belagerungsgeschützen dienstbar gemacht haben, fängt erst die neueste Zeit an, die richtige Vorstellung sich zu schaffen. Wie wenig also will es dagegen bedeuten, was dem Hephaistos der homerische Dichter zuschreibt, weil er solche oder ähnliche automatische Bewegungen im Leben zu schauen Gelegenheit gehabt hatte.

Ein erfrischendes Stück realistischer Dichtung in gutem Sinne stellen auch die Verse XVIII, 410-418 dar: sein Handwerkszeug verwahrt erst der Künstler mit liebevoller Sorgfalt, als er abgerufen wird; dann reinigt er sich mit einem Schwamm das rauchgeschwärzte Gesicht, Arme, Nacken und Brust und ergreift darauf den Stab, dessen der schwache Fuß als Stütze bedarf. So ging er aus der Werkstatt hinaus mit Hilfe des Stabes, *ἐπὶ δ' ἀμφίλοιοι θέοντο ἄνακτι χούσαιαι, ζῶσαι νεήνισιν εἰοικυῖαι*, unten aber, dem Herrn zur Stütze, gingen in eiliger Bewegung goldene Dienerinnen, lebenden Mädchen ähnlich. Also der Stab, den wir uns stark genug denken müssen, um den schwachen Beinen die Last des Oberkörpers tragen zu helfen, war nicht plump und glatt, sondern der Künstler hatte zum Schmuck daran Mädchen aus Gold

hergestellt, die – man kann es von einem hochberühmten Künstler nicht anders erwarten – wie lebend aussahen und daher ihn zu stützen schienen. So ist auch in Delphi eine Akanthussäule gefunden worden mit drei den Dreifuß tragenden tanzenden Mädchen, und ich brauche wohl nicht noch an die Mädchen der Korenhalle des Erechtheions auf der athenischen Akropolis zu erinnern. Wie die Kenner rühmen, ist hier die Vertretung der Säule durch die menschliche Gestalt überaus glücklich hergestellt. „Die attischen Mädchen erfüllen die ihnen gewordene Aufgabe, ohne in derselben aufgegangen zu sein, sie tragen ebenso sicher als leicht, stehen Säulen gleich in feierlicher Haltung fest da, atmen aber in ungeschwächter Fülle jugendliches, frisches Leben.“ Auf dem mir vorliegenden Bilde des einen Mädchens ist das deutlich hervortretende linke Bein ein wenig zur Seite gesetzt, daß die Gestalt mäßig bewegt erscheint. Vor kurzem kam mir des Grafen Woldemar von Reichenbach farbenreiches Bild „Musikalischer Wettstreit“ vor Augen. Da sitzt mit der schweren Last seines Körpers auf bronzenem Schemel Bacchus, und die drei Füße des Schemels sind drei männliche Träger, die mit gebeugtem Rücken unter der auferlegten Last zu stöhnen scheinen. So lebendig sind sie in Haltung und Ausdruck dargestellt.

Wie falsch hat aber ein nachkommender Dichter die oben angeführten Worte *ζωῆσαι νεήνιαίαι* *εὐκωνίαίαι*, lebenden Mädchen gleich, gedeutet. Er hat die Stelle durch den Zusatz erweitert: *τίς (νεήνιαίαι) ἐν μὲν νόος ἐστὶ μετὰ φρεσίν, ἐν δὲ καὶ ἀδὴ καὶ σθένος, ἀθανάτων δὲ θεῶν ἄπο ἔργα ἴσασι.* Er gibt also dem Metall nicht bloß Kraft, sondern auch Bewußtsein und Verstand und Sprache und die Fähigkeit zu weiblicher Kunstarbeit. Was soll man von einem Menschen sagen, der sich zu solchen Wahngebilden durch die Worte „wie lebend“ verleiten läßt. Da hat denn doch Goethe, der im edelsten Sinne selber ein realistischer Dichter war, den homerischen Dichter der Wirklichkeit richtig verstanden, wie wir es aus den wunderbar schönen Versen seiner Achilleis ersehen, mit denen Hephaistos die Horen begrüßt, als sie in den Götterpalast eintraten:

Da begegnete ihnen Hephaistos

Eilig, hinkend und sprach auffordernde Worte zu ihnen:
„Diesen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz und bleiches Metall nicht;
Und so wie ich's vollendet, vollkommen stehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Rost nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdischen Wandrers Gefährte.
Alles hab' ich getan, was irgend schaffende Kunst kann.
Unerschütterlich ruht die hohe Decke des Hauses,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrscher folget sein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronion, den kommenden unterstützen,
Wie ich mir echerne Mädchen erschuf. Doch alles ist leblos!
Euch allein ist gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Über das tote Gebild des Lebens Reize zu streuen.
Auf denn! sparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes.
Und die Götter entzückt so fort mich preisen wie anfangs.“
Und sie lächelten sanft, die Beweglichen, winkten dem Alten
Freundlich und gossen umher verschwenderisch Leben und Licht aus.

Solche lebenatmende Natürlichkeit von bestrickendem Reiz ward auch von dem Dichter des neunzehnten Liedes der Odyssee an dem kleinen Kunstwerke gerühmt, das Odysseus

sein eigen nannte. Es befand sich an der Spange, die auf der Schulter den Überwurf zusammenschloß: Ein Hund hatte zwischen den Vorderfüßen ein gesprenkeltes Hirschkalb als Beute und packte das zappelnde mit Gier. Alle die es sahen, konnten nicht genug staunen, wie beide Tiere, obgleich sie doch in Gold gebildet waren, jener das Hirschkalb würgte und dieses mit den Läufen zuckend sich zu befreien beehrte, *εν προτέροισι πόδεσσι κίων ἔχε ποιμίλον ἑλλόν, ἀσπαίροντα λάων. τὸ δὲ θαυμάζεσκον ἅπαντες, ὡς οἱ χρύσειοι ὄντες ὁ μὲν λάε νεβρόν ἀπέγγων, αὐτὰρ ὁ ἐκφυγέειν μεμαῶς ἤσπαιρε πόδεσσι.* — Der Dichter Properz hat, wie er in der Elegie II, 31 erzählt, der eben eröffneten Säulenhalle, mit der Kaiser Augustus den Apollotempel auf dem Palatinischen Hügel umgeben ließ, einen Besuch gemacht und ist lange durch den Anblick der über die Halle verteilten plastischen Kunstwerke gefesselt worden. Er hebt hervor Myrons Erzgruppe der vier Stiere und ehrt sie durch die Bezeichnung *vivida signa*; das überrascht uns nicht, da wir ja auf Myrons überaus naturgetreues Bild einer Kuh ungefähr noch 50 Epigramme besitzen, die sich in immer neuen Wendungen zu ihrem Preise ergehen. Von dem in der Halle aufgestellten marmornen Apollo erwartet Properz im nächsten Augenblicke ein Lied zu vernehmen, das den sich öffnenden Lippen entströmt, begleitet von den erklingenden Saiten der Leier. So lebenswahr ist alles dargestellt. — Wer von uns kennt nicht das Sonnett, das Theodor Körner auf Christian Rauchs unübertroffenes Grabdenkmal der Königin Luise gedichtet hat. Es beginnt mit den Worten: Du schläfst so sanft.

So hat im Verlaufe der Jahrtausende die Kunst, welche die Wirklichkeit mit Meisterhand nachzuschaffen strebt, immer wieder den Triumph errungen, über den toten Stoff des Lebens holden Schein auszugießen.

Das wundertätige Eingreifen der Götter.

Auch in manchen Fällen, in denen Götter oder Göttinnen vom hohen Olymp herniedersteigen, um ihren Lieblingen hilfreich zu sein, läßt sich eine scharfe Grenze ziehen zwischen dem Abbild der Wirklichkeit und der Ausgeburt einer ins Kindermärchenland schweifenden Phantasterei. Wiederholt wird das Blitzen der blanken Waffen hervorgehoben, des Helmes, Schildes, der Lanzenspitze, die alle von der Sonne bestrahlt wie leuchtendes Feuer dem Feinde drohend und Schrecken einjagend entgegenblinken, wie ja auch in Uhlands Ballade der Hirte dem alten Greiner von dem Wunnensteiner berichtet: Sein Rüstzeug glänzt und gleißt, daß mir's wie Wetterleuchten noch in den Augen beißt. Es ist ferner bekannt genug, daß auch in neueren Zeiten noch die Kavallerieregimenter, wenn sie eine Attacke ritten, die Schwerter in schnellem Schwingen und Zücken blinken und blitzen ließen, um die feindliche Infanterie zu erschüttern. Natürlich wird in dem 19. Liede der Ilias besonders von Achilles funkelnelneuen Waffen der blendende Glanz gerühmt, der die Mannen die Augen wegwenden läßt. Aber was für ein die Feinde in Schrecken versetzendes Leuchten führt uns der Verfasser der Verse XVIII, 202–231 vor? Athene muß den Kopf des waffenlosen Achilles mit einer goldigen Wolke umkränzen, aus der sie Feuer aufflammen läßt. Das sahen die trojanischen Wagenlenker brennen und verloren ihre Ruhe und Besonnenheit. Außerdem aber läßt dieser Dichter — oder ein anderer —, als ob er doch der flammenden Wolke eine ausreichende Wirkung nicht zutraute, den Achilles an den Grabenrand treten und seine Stimme erheben, abseits aber von ihm muß auch noch Pallas Athene laute Rufe ausstoßen. Dadurch gerieten dann die Trojaner in unsägliche Verwirrung. Wie soll man sich das denn eigentlich vorstellen? Ruft Athene zugleich mit Achill? oder ruft sie, wenn er eine Pause macht? Wer jagt den Trojanern

den Schrecken ein? Wenn Athene es tut, dann ist Achilles Rufen doch recht überflüssig. Und wenn Achilles schon durch sein Anrufen die Feinde in solchen Schrecken versetzt, wozu dann noch das wunderbare Feuer über seinem Kopfe? Es zeigt auch diese Partie des achtzehnten Liedes deutlich, welcher widerspruchsvollen Unklarheit Dichter verfallen können, wenn sie den festen Halt der einfachen Wirklichkeit verlieren. Nach der Darstellung, die uns das 17. Lied gibt, bedarf es ganz und gar nicht seitens der Athene und des Achilles eines so sonderbaren Eingreifens in den Kampf. Dort wird gerade festgestellt, daß Achilles ohne Waffen sich in keiner Weise an der Zurüctreibung der Feinde und der Rettung der Leiche seines Freundes Patroklos beteiligen kann. So wird denn ohne ihn gehandelt. Menelaos und Meriones heben den Toten von der Erde, um ihn aus der Kampfesnot hinauszutragen, und die beiden Aias decken den Rückzug der Träger gegen Hector. Die Trojaner dringen zwar wiederholt dicht heran, aber sobald die beiden Aias ihnen die Stirn zeigen, stieben sie auseinander wie Hunde vor einem Eber, wenn er herumfahrend seine Hauer zeigt. Wir also müssen das sichere Gefühl haben, daß des Patroklos Leib ungeschändet für Achilles gerettet ist.

Als Odysseus von den Phäaken nach Ithaka gebracht war und am Morgen erwachte, erkannte er sein Vaterland nicht, denn es herrschte ein so dichter Nebel, daß selbst die nähere Umgebung unsichtig war. Von dem undurchdringlichen Seenebel sprechen auch sonst die homerischen Dichter, er wird, wie heute, von den Schiffen mehr gefürchtet als das Dunkel der Nacht. Sogar die Hirten in der Ilias fürchten ihn, sie werden nämlich bange um den Bestand ihrer Herden, denn ungesehen können Raubtiere und Diebe heranschleichen. Es ist also klar, daß Odysseus die Heimat, die langersehnte, nicht erkennen kann. Wie denkt sich aber ein anderer Dichter den Nebel? Er wird von Athene um Odysseus herumgegossen, damit er selber unkenntlich wird, und das will uns dieser Dichter glauben machen, obgleich doch nachher nicht mißverständlich gesagt wird, daß Odysseus dadurch unkenntlich wird, daß er sich in Kleidung, Haltung, im blöden Ausdruck der Augen und in der Gesichtsmaske - es ist ein realistisches Meisterwerk - in einen Bettler verwandelt.

Ausgezeichnet klar ist der Zweikampf des Menelaos und Paris im 3. Liede dargestellt. Zulezt hat Menelaos den Gegner am Helm gefaßt, zieht ihn nieder und will ihn am Boden entlang schleifen. Da reißt der lederne Sturmriemen, der wie bei unseren Soldaten unter dem Kinn laufend den Helm festhalten sollte. Menelaos taumelte, den Helm in der Hand behaltend, nach dem Geseß der Beharrung natürlich noch ein paar Schritte weiter, und Paris gewinnt einige Sekunden Zeit, um von dem würgenden Riemen befreit aufzuspringen und im Gedränge seiner Mannen zu verschwinden. So sollte die Geschichte enden, da muß aber von einem späteren Dichter erst die Göttin Aphrodite bemüht werden, die mit scharfem Blick die Lebensgefahr ihres Schüglings erkannte und den Riemen zerriß, als wenn das nicht alle Tage, wie heute, so vor Ilias vorkommen konnte und vorkam, daß lederne Riemen auf ganz natürliche Weise abbrachen oder auch die Sehne eines Bogens im entscheidenden Augenblicke zerriß. - Ebenso kann der sicherste Schütze einmal durch eigene Schuld oder ungünstige Umstände sein Ziel verfehlen, ohne daß ein Gott den Speer oder den Pfeil eigenhändig von seiner Richtung ablenkt.

So bringt vielfach das Eingreifen eines Gottes einen Zug des Wunderbaren hinein und stört zur Unzeit unsere Freude am wirklichen Leben.

Die Erklärer haben manchmal Wunder gesehen, wo Homer selbst nur die wirkliche Welt darstellt.

Es ist ein günstiges Zusammentreffen, daß in neuerer Zeit außer den Archäologen und Sprachwissenschaftlern auch Fachmänner auf anderen Gebieten ihre Aufmerksamkeit und Arbeit Homer zugewandt haben. So weisen uns die Chirurgen von heute voll Bewunderung darauf hin, wie trefflich die Kriegsverletzungen von den Dichtern beobachtet worden sind; die Naturforscher erkennen an, wie jene Zeit sich in das Wesen und Leben der Tiere versenkt hat; die Jäger rühmen, mit welcher Sachkenntnis der weidgerechte Sänger im 19. Liede der Odyssee die Eberjagd beschreibt, auf der dem jungen Odysseus der Hauer des Ebers die tiefe Fleischwunde schlug; die Seeleute geben ihrer freudigen Überraschung Ausdruck, wie vertraut die homerischen Dichter mit allen seemännischen Dingen sind. In seinem ausgezeichneten Werke „Die Nautik der Alten“ hat der frühere Direktor der Seefahrtsschule in Bremen Dr. Breusing geradezu mit Begeisterung bewiesen, wie treu nach der Wirklichkeit Seefahrt und Schiffsbau dargestellt sind. Wie viel Nebelgebilde gelehrter Deutungen sind vor Breusings lichtvollen sachverständigen Erklärungen in nichts zerronnen. Manches, was die Philologen für wunderbare Übertreibung hielten, hat sich als einfache Forderung der realen Welt herausgestellt. Dafür zwei Beispiele. Erklärer des Homer haben es als ein Wunder bezeichnet, daß Odysseus als einziger Mann an Bord während seiner siebzehntägigen Seefahrt in der Nacht, wenn er nach den Gestirnen ausschaute, um nach ihnen sein Schiff zu steuern, sich nie vom Schlaf überwältigen ließ, also, wie sie es auffaßten, überhaupt nicht schlief. Breusing aber klärt uns auf: „Auch wenn Homer dies mit keinem Worte berührt hätte, würde sich jeder Seemann doch sofort gesagt haben, daß Odysseus zur Nachtzeit kein Auge schließen und nur am lichten Tage sich den nötigen Schlaf gönnen durfte. Da hatte er auf viele Meilen voraus den Blick frei, um zu sehen, ob er sich dem Lande oder einer gefährlichen Küste näherte. Erblickte er nichts als Luft und Wasser, konnte er getrost sein Ruder festbinden, das Schiff dem Winde lassen und sich selbst auf einige Stunden sorglos dem Schlaf hingeben. Wäre das Schiff auch einmal aus dem Ruder gelaufen, die anders geartete Bewegung und das Flattern des Segels hätten ihn sofort geweckt. Bei Nacht aber mußte er den schärfsten Ausguck halten, ob vielleicht Brandung voraus sichtbar wurde und er Gefahr lief, sein Schiff an felsiger Küste zu zerschellen.“ Durch diese Erklärung ist uns Odysseus aus der mythologischen Ferne wieder in menschliche Nähe gerückt, und wir begleiten nunmehr den kühnen Seefahrer, der alle Kraft des Leibes und der Seele daransetzt, um die Heimat und Weib und Kind wiederzusehen, mit lebhafter menschlicher Teilnahme.

Man begegnet auch heute noch nicht selten der wunderlichen Vorstellung, daß Odysseus auf einem flachen Floß die Fahrt über das Meer zu den Phäaken gemacht habe. Und doch hat Breusing schon vor mehr als dreißig Jahren unwiderleglich bewiesen, daß der Dichter des 5. Liedes den Mann, der schon so viel Erfahrung in der Seefahrt hat, nicht eine so unglückliche Torheit begehen läßt, denn jede kräftige Welle hätte ihn von dem Floß hinuntergespült. Odysseus zimmert sich vielmehr ein Blockschiff, wie es auch ein heutiger Schiffsbauer aus demselben verfügbaren Material mit demselben wenigen Handwerkszeug ohne Hilfe eines anderen nicht trefflicher herstellen könnte. Zum Schutze gegen höheren Wellengang bringt Odysseus rings um den Schiffsrumpf ein Bord aus Weidengeflecht an, das dicht und hoch genug war, aber zugleich so leicht an Gewicht, daß es das ohnehin schon tiefgehende Schiff nicht noch mehr hinabdrückte. Denn der sachkenntnisreiche Dichter läßt Odysseus vor allem darauf denken, wie er, soweit es mit seinen Mitteln möglich ist, der Gefahr begegnen könne, daß die

hochgehende See seinen ungedeckten Kahn vollschlägt. Wie hätte er in einem solchen Falle ohne Hilfe eines Menschen und ohne Schiffspumpe sein Fahrzeug wieder lenz machen sollen.

Odysseus wird, wie er im neunten Liede erzählt, vom Vorgebirge Malea durch einen Nordsturm südlich nach der nordafrikanischen Küste verschlagen und landet mit seinen Schiffen bei dem libyschen Volke, dessen Hauptnahrung die Früchte des Lotosbaumes sind. Diese Früchte sind, wie auch Herodot IV, 177 berichtet, an Süßigkeit den Früchten der Dattelpalmen ganz ähnlich, und es wird auch aus ihrem Saft ein Wein bereitet. Die von den Schiffen in dies Land auf Kundschaft geschickten Gefährten werden von den Bewohnern freundlich aufgenommen, und da die süßen Früchte ihnen munden und sie auch sehen, wie die Palmen hier den Menschen ohne jede Arbeit in Fülle zu essen und zu trinken geben, da wandelt sie die Lust an hier zu bleiben und nicht mit Odysseus nach Ithaka zurückzukehren, dessen steinigem Boden sie nur im Schweiß harter Arbeit den Lebensunterhalt abringen. Sie gehören eben zu den Naturen, die sich zu dem Saße bekennen: Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland. Zu allen Zeiten kommt es vor, daß Leute aus solchen Gründen sich die Heimat aus dem Sinn schlagen und die Heimkehr vergessen. Dem Odysseus also erklären die Gefährten, sie würden die weitere Fahrt nicht mitmachen, auf die sie natürlich um so lieber verzichteten, als sie auch schon auf der Fahrt von den Kikonen nach Malea ein so schweres Wetter durchgemacht hatten, daß ihnen die Segel in Fetzen zerschlagen wurden und infolgedessen die Ruderer bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte die ungewöhnlich schwere Arbeit des Ruderns leisten mußten. Odysseus jedoch, wie nicht anders zu erwarten war, treibt sie unter Anwendung von Gewalt auf die Schiffe und beschleunigt die Abfahrt, damit nicht noch mancher andere Lotos äße und die Heimkehr sich aus dem Sinn schlüge, *μή πως τις λωτοίο φαρῶν νόστοιο λάθηται*. Wie haben nun die nach Wundern ausschauenden Erklärer diese Worte mißverstanden? Der Lotossaft soll der Zaubersaft des Vergessens sein; der Mensch, der ein paar Tropfen davon genießt, vergiftet unmittelbar die Heimat und die Heimkehr. Der Aberglaube ist ja auch heute noch nicht überall ausgestorben, daß man durch einen von weiser Hand bereiteten Trank das Vergessen dessen, was einer liebt, bewirken kann. Homers Worte jedoch durften nicht so falsch gedeutet werden, denn er sagt ein paar Zeilen vorher ausdrücklich: *ἴων δ' ὅς τις λωτοίο φάρῳ οὐκέτι . . . ἤθελεν νέεσθαι, ἀλλ' αὐτοῦ βοόλοντο . . . μενέμεν*, sie waren also nach Erwägung aller Umstände aus freiem Willen entschlossen, bei den Lotophagen zu bleiben.

Nachwort.

Hier breche ich ab. Schon in meinen bisherigen Ausführungen bin ich nicht der Gefahr entgangen, manchem meiner Leser Bekanntes zu sagen. Es war auch mein wesentlicher Zweck, an einigen Beispielen zu zeigen, wie in unsere Homerlektüre unausgesetzt neues Leben dadurch strömt, daß die wirkliche Welt, welche jene Dichter mit so klarem und liebevollem Auge betrachteten und so treu wiedergaben, uns immer lebensvoller durch Funde und Forschungen erschlossen wird. So tritt das gewiß nicht ein, was Friedrich Paulsen in seinen Erinnerungen beklagt: „Die Ilias wurde gelesen, ohne viel Eindruck zu machen. Vermutlich ist die Zeit, wo wir Homer als Schüler griechisch lasen, das undankbarste Alter. Der Knabe freut sich der bunten Fabeln, das Jünglingsalter ist vielleicht am stärksten auf das Reelle gerichtet und darum für das harmlose Fabulieren am wenigsten empfänglich.“ Wir sind heute

in der glücklichen Lage, der Jugend, die zweifellos noch viel mehr als in früherer Zeit der Wirklichkeit zugewandt ist, dort Wirklichkeit zu zeigen, wo ehemals nur Sage und Wunder zu sein schienen, dort warm pulsierendes Leben, wo man früher nur Totes wählte. Das konnten Paulsens Lehrer in dem Maße noch nicht, weil außer anderem die hochentwickelte ägäische Kultur noch garnicht durch Ausgrabungen erschlossen war, deren Ergebnisse den Homerunterricht viel reizvoller und bildender gemacht haben und noch weiter machen werden. Wenn aber zu der kulturgeschichtlichen Betrachtung der homerischen Lieder da, wo es unumgänglich ist, auch die maßvoll geübte Kritik sich gesellt, so fördern wir unsere Schüler in der Fähigkeit, Verschiedenartiges verschieden zu bewerten, Wahrheit und Schein scharf zu trennen, und verhelfen ihnen zu dem Vorsatz, auch später im Leben den Menschen und menschlichen Dingen mit selbständigen Urteilen gegenüberzutreten. Das aber ist ein hoher Gewinn.
